

Zeitzeuge: Tobias Reinarz

Interviewer: Andreas Brüning

Interviewtermin: 18.07.2015

Ort: Nümbrecht

Hallo Tobias, wir sind heute zusammgekommen, um ein Zeitzeugeninterview zu führen. Unser Schwerpunktthema ist deine aktive Zeit von 1978 bis 1992 in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung in Köln. Aber auch deine Kindheit, Jugend und einige biografische Fakten sind hilfreich, damit sich die Leser/innen ein Bild von deinem Leben machen können.

Biografie

Ja, ich bin jetzt 62, also im Jahr 1953 geboren und habe im Alter von drei Jahren Kinderlähmung bekommen. Das war eine sehr heftige, lebensbedrohliche Erkrankung. Viele Polioerkrankte haben das recht gut überstanden mit leichten Beeinträchtigungen, die zurückgeblieben sind. Bei mir war es schon grenzwertig. Ich habe ein halbes Jahr im Krankenhaus gelegen, und es war nicht klar, ob ich das überlebe. Meine Lungenfunktion und die Atemhilfsmuskulatur waren zu schwach. Ich wurde in einer eisernen Lunge am Leben erhalten. Ein Luftröhrenschnitt wurde zur künstlichen Beatmung notwendig, also das war schon existenziell. Ein halbes Jahr habe ich meine Eltern nicht gesehen. Das war damals noch so, dass man die Kinder wegen des Heimwehs von ihren Eltern abgeschottet hat. Danach kam ich in eine Art Reha-Einrichtung. Das haben meine Eltern zunächst noch mitgemacht und sind den Ratschlägen der Ärzte gefolgt. Sie haben mich alle paar Wochen besucht und dabei festgestellt, dass ich mich immer mehr zurückentwickelte. Nach sechs bis acht Wochen haben sie schließlich auf eigene Verantwortung die Entscheidung getroffen: „Wir nehmen ihn mit nach Hause. Der geht hier ein! Was die hier können, das können wir zuhause auch.“

Das war meine Lebensrettung. Ich wurde in diesem Heim mit ca. 50 Kindern in einem großen Saal untergebracht, alle in Gitterbetten. Ich wurde von einem „Ohnbeiner“, den man mir ins Bett setzte, gefüttert und versorgt. Es müssen katastrophale Zustände gewesen sein, da es keine individuelle Versorgung und Förderung gab.

Das war im Krankenhaus noch anders gewesen, denn nachdem ich überlebt hatte, hatte man schon mit Krankengymnastik angefangen, Wassermassage und so weiter. Das wurde in diesem Heim nicht fortgeführt, eher völlig zurückgefahren. Ich wäre da eingegangen. Da gab es keine Förderung mehr. Deshalb habe ich meinen Eltern zu verdanken, dass ich das überlebt habe. Es war Mitte der 50er Jahre, die Nazi-Zeit war noch nicht so lange her. Das gesellschaftliche Klima war nicht so, dass man behinderte Menschen selbstverständlich integriert hat. – Die politische Dimension meiner Behinderung ist mir lange Zeit nicht bewusst gewesen.

Was ich meinen Eltern auch noch zu verdanken habe, ist ihre Bereitschaft, den Kampf für meine Genesung und Förderung durchgefochten zu haben. Sie waren damit natürlich sehr gefordert, weil alles neu war und erst entwickelt werden musste. Aber ich glaube, dass ich von diesem Kampf, den meine Eltern damals schon geführt haben, später ganz viel zu meinem eigenen gemacht habe. Nachdem ich wieder einigermaßen lebensstabil war, konnte ich natürlich immer noch nicht laufen. Das hat sich alles über Jahre hingezogen, bis ich stabil und eigenständiger wurde. Eigentlich Jahrzehnte.

Schulzeit und Trennungserfahrungen

Danach ging in den 60er Jahren der Kampf um die Beschulung weiter. Privatunterricht war das Erste, was die Eltern organisiert haben, denn mich in eine Regelschule einzuschulen war zu der Zeit nicht möglich. 1965 gab es die erste Sonderschule für Körperbehinderte in Köln, und meine Eltern haben es möglich gemacht, dass ich auf diese Schule gehen konnte. Damals wurden nur Kinder aufgenommen, die in Köln lebten, da es hier ein Schulbussystem gab. Wir wohnten aber außerhalb von Köln. Also suchten meine Eltern Pflegeeltern in Köln, bei denen ich über die Woche untergebracht werden konnte. Am Wochenende und in den Ferien kam ich nach Hause. Da war ich ca. zehn Jahre alt. Ich habe mich über die Woche alleine durchschlagen müssen. Auf Grund der Behinderung ist meine ganze Kindheit mit Trennungserfahrungen verknüpft. Das fing halt mit dem Krankenhaus an und setzte sich dann im Grunde immer weiter fort. Auch durch Kurmaßnahmen, die man meinte durchführen zu müssen, um mir zu helfen. Dadurch habe ich viele traumatische Erfahrungen machen müssen.

Trennungserfahrungen von der Familie?

Von der Familie, von Vertrautem, vom Zuhause, von Sicherheit. Nichts Vertrautes mehr und ständig unter fremden Menschen. Ich war ja gelähmt und konnte meine Arme nicht bewegen. Ich musste grundversorgt werden und wurde halt immer wieder in fremde Hände gegeben.

Nun, wie lange ging das? Etwa bis zu meinem zwölften Lebensjahr, als ich immer wieder verschickt wurde. Du bist ja als Kind nicht in der Lage, Menschen kritisch und konfrontativ anzugehen, wenn etwas für dich nicht gut oder richtig läuft. Da bist du froh, wenn du am Leben bleibst und dir keiner etwas tut. Unzählige Male habe ich halt immer wieder damit ringen müssen, seelisch nicht zu sterben. Ich musste mich ohne Geborgenheitsgefühl oder Sicherheit behaupten und die Dinge aushalten, weil ich sie nicht ändern konnte. Und ich hatte auch nicht den Mut und die Kraft, frech zu werden, sondern konnte nur alles aushalten. Das sind ganz tief in mir auch immer noch vorhandene Verletzungen, ich habe die im Rahmen meiner Psychoanalyse und meiner Ausbildung bearbeitet und weiß heute darum. Aber diese Erlebnisse und Erfahrungen spielen immer eine Rolle in meiner Gefühlswelt, in meinem Leben.

Aus der Grundschule wurde eine weiterführende Realschule. Aus der Realschule wurde ein Aufbaugymnasium, und immer war ich an vorderster Front, da etwas Neues aufgebaut wurde. Das war einerseits natürlich hilfreich, dass es möglich wurde ausgebildet zu werden. Auf der anderen Seite bedeutete es immer Improvisation. Da gab es nichts, was dem Personal schon bekannt gewesen wäre. Das musste alles erst erarbeitet werden.

Gibt es eine Geschichte dazu, also eine Erinnerung zu diesem Improvisierten?

Rein äußerlich waren die Dinge organisiert. Aber ich habe zum Beispiel, wie soll ich sagen ...? Ich habe nie gelernt zu lernen. Das System, was man aufgebaut hatte, war sozusagen verdammt dazu, Erfolg zu haben. Da durfte es das nicht geben, nicht versetzt zu werden. Wir gehörten zu den Pionieren und mussten Erfolg haben. Lehrer und Betreuer haben sich aus persönlichem Engagement bereit erklärt mitzumachen, weil sie es für eine tolle Idee gehalten haben.

Aber sie waren auf ihre Intuition und Kreativität angewiesen. Es gab noch keine Sonderpädagogik, die ist erst aus der Praxis hervorgegangen.

Ich habe bis in die Uni hinein wirklich extreme Schwierigkeiten gehabt, zu lernen. Auch das sichere Gefühl, ob ich das, was ich gelernt habe, wirklich verstanden habe, war nie vorhanden. Ich hatte immer das Gefühl, dumm zu sein. Gleichzeitig gab es aber auch so eine Haltung, gar nicht lernen zu müssen, weil ich auch ohne durchkam, da wir halt irgendwie mitgenommen wurden. Das blieb so, sogar bis zum Abitur und im Studium. Ich habe die Oberstufe, das sind ja drei Jahre, komplett doppelt gemacht, was normalerweise gar nicht geht. Bei mir wurde es halt möglich gemacht. Nur so habe ich dann Psychologie studieren können. Genauso hat mir der Behindertenstatus durch die „Härtefall-Regelung“ auch den Numerus Clausus erspart. Ohne diese Erleichterungen wäre ich nicht an den Studienplatz in Psychologie gekommen.

Richtig auf den Bauch gefallen bin ich dann mit meiner Haltung erstmals im Vordiplom. Es gab einen Professor, der hat sich von meiner Behinderung überhaupt nicht beeindrucken lassen. Er hat mich nämlich in zwei von vier Prüfungen eiskalt durchrasseln lassen. Dadurch bin ich aufgewacht. Da hatte ich zum ersten Mal die Erkenntnis, Scheiße, du musst ja wirklich etwas ändern. Du musst wirklich was tun. Ohne dass du ernsthaft arbeitest und Leistungen bringst, wird das nicht klappen. Ich wusste aber überhaupt nicht, ob ich das kann und wie das geht. Ich habe dann bis zur Nachprüfung jeden Tag acht Stunden oder mehr vor den Büchern gesessen und gebüffelt wie ein Berserker. Ja, so bin ich dann mehr oder weniger gut durchgekommen. Ich hatte dadurch erstmals das Gefühl, wenigstens ein paar Antworten geben zu können, die auch fundiert waren. Darüber habe ich überhaupt erst begriffen, dass ich bis dahin nichts begriffen hatte. Da war ich 23 oder 24.

Worte finden für die eigene Behinderung

Ja, so war meine Schulzeit. – Ich bin gern in die Schule gegangen, weil ich dadurch nicht isoliert war. Weil ich dort mit anderen Behinderten zusammenkam. Auf einer Regelschule war es unmöglich. Das haben die Eltern zweimal versucht; das wurde immer abgebrochen nach drei, vier Wochen, da die Lehrer meinten, dass es nicht geht. Die Mitschüler haben teilweise aggressiv auf mich reagiert. – Nun ja, und in der Familie

habe ich auch meine Sonderstellung gehabt. Sie sind alle überfordert gewesen: meine Eltern, und meine Brüder waren gekränkt, weil sie das Gefühl hatten, zu kurz zu kommen. Dieses Bewusstsein habe ich mir aber erst im Erwachsenenalter erarbeiten müssen. Meine älteren Brüder haben es bis heute nicht verstanden, woher die Schwierigkeiten in unserer Beziehung rühren. So sehr die Eltern auch für mich gekämpft haben, so wenig wurde in der Familie über die Probleme gesprochen.

Dass ich heute darüber sprechen kann, das habe ich mir mit der Unterstützung von Personen außerhalb der Familie erst erarbeiten müssen. Ich denke, darin liegt auch die Leidenschaft für meinen Beruf begründet. Was ich ja immer erlebt habe ist, dass mein Körper behandelt wurde von Therapeuten, Ärzten, meinen Eltern, Pflegern. Also immer nur mein Körper wurde behandelt, oft genug auch malträtiert von den gutmeinenden Orthopäden, Ärzten und Physiotherapeuten. Aber keiner hat mich je gefragt, wie es mir dabei geht, wie ich mich damit fühle. – Selbst meine Eltern nicht.

Ich habe durch das Sprechen und das Reden über mein Leiden eine Möglichkeit gefunden, weiterzuleben. So glaube ich, dass meine Patienten merken, dass es mir wichtig ist, dass sie sprechen. Dass ich ihnen zuhöre. Das wurde mir aber auch erst mit Mitte 20 im Rahmen meiner ersten Psychoanalyse klar. Ich hatte bis dahin immer geglaubt, ich hätte meine Probleme, weil ich behindert bin. Mir ist in der Aufarbeitung meiner Biografie als Mensch mit Behinderung immer klarer geworden, dass meine Behinderung gar nicht mein Problem ist, sondern dass die Probleme vielmehr dadurch entstanden sind, wie damit umgegangen wurde in der Familie, in der Gesellschaft, und dass sich um mein seelisches Wohl keiner gekümmert hat.

Heute wachsen behinderte Menschen in einem anderen Klima auf. Die Eltern reden darüber. Es gibt Unterstützung, viele Informationen, so dass man sich kümmert usw. Es gibt ein Wissen und ein Bewusstsein. Damals wusste man nichts. Alles wurde totgeschwiegen. Es wurde gehandelt. Es wurde gemacht und aufgebaut damals, aber nicht geredet. Und damit gab es auch keine seelische Verarbeitungsmöglichkeit. Weder für mich noch für die Familie. Die Ehe meiner Eltern ist daran zerbrochen. Nicht ausschließlich dadurch. Es gab sicher auch noch andere Faktoren. Aber es war eine Herausforderung, die sie die Ehe gekostet hat, da sie über ihre Not und Überforderung nicht reden konnten oder wollten. Wie ja in der Generation sowieso nicht geredet wurde

aufgrund der Kriegserlebnisse. Man war froh, dass man das Grauen hinter sich hatte. – Heute kann ich das alles verstehen.

So war meine Kindheit. Oder sagen wir mal ein kleiner Ausschnitt davon.

Engagement in der Bewegung

Wann war der Punkt für dich da, wo dein Engagement entzündet wurde?

Für die Bewegung?

Für die Bewegung. Also nicht für das Individuelle, denn das hast du ja gerade beschrieben. Sondern für die „Selbstbestimmt-Leben-Bewegung“. Wann bist du aufgestanden?

Ich bin gar nicht aufgestanden. Ich bin aufgestanden worden. Ich hatte das Glück, dass mit mir am Psychologischen Institut Lothar Sandfort studierte.

Lothar Sandfort ist ebenfalls Psychologe und querschnittsgelähmter Rollstuhlfahrer. Er hatte in Köln die „Luftpumpe“, eine Zeitung für Behinderte und Nichtbehinderte, ins Leben gerufen. Er war der erste Bewegte, der mir begegnet ist. Er hat mich an der Uni angesprochen, hat mir eine Zeitung in die Tasche gesteckt und gesagt: „Hast du nicht Lust, mal vorbeizukommen?“ Damals war ich froh, wenn ich mit Behinderten nichts zu tun hatte. Weil ich doch mittlerweile das Gefühl hatte, ich bin jetzt endlich integriert. Ich bin doch gar nicht mehr behindert, weil ich ja jetzt mit Nichtbehinderten studiere und so weiter. Aber das war natürlich eine blöde Illusion. Deswegen habe ich mir erst einmal gedacht, naja, der soll mich mal in Ruhe lassen, der Behinderte. Aber er hat mich dann noch einmal angesprochen, und ich bin schließlich doch hingegangen.

Was ich dort erlebte, hat mich angesprochen. Obwohl ich die ersten Male immer mit einem mulmigen Gefühl hingegangen bin, denn es war doch komisch: Ich war zwar behindert, aber da ich mich in die Welt der Nichtbehinderten integriert fühlte, fühlte ich mich nicht mehr behindert. Das ist so verrückt, nicht wahr? Und so fühlte ich mich immer mulmig, wenn ich dorthin ging. Weil, na ja, ich wurde ja mit mir selbst konfrontiert und mit meiner Verleugnung oder Illusion oder Träumerei, ich sei gar nicht behindert.

Aber es gab da doch ein paar coole Typen, die ich interessant fand. Es war eine lockere Atmosphäre, und es kamen ein paar nette, nichtbehinderte Frauen. Das fand ich attraktiv. Es war ja schwierig als behinderter Mann mit Frauen in Kontakt zu kommen. Aber da liefen sie halt rum und mussten nicht erobert werden, sondern waren einfach erreichbar.

So war es halt attraktiv, dorthin zu gehen. Natürlich hat mich auch neugierig gemacht, worüber gesprochen und diskutiert wurde. Also, da gab es erstmals für mich neue Ideen und Gedanken: Dass auch andere mit Behinderungen zu kämpfen haben; sich durchbeißen mussten und Erlebnisse schilderten, die mir total vertraut waren. Das hat mir erst einmal wirklich gutgetan. Weil ich ein neues Gefühl bekam, nämlich nicht mehr alleine zu sein. Ich habe nicht allein diese Empfindungen und Schwierigkeiten und Ängste und Nöte, in einer nichtbehinderten Welt, das teile ich wohl mit vielen anderen. Das hatte bisher keiner so ausgesprochen, und ich schon gar nicht. Das war eine richtig gute, heilsame Erfahrung, bei dieser Zeitung mitzumachen, sich auseinanderzusetzen und Artikel darüber zu schreiben. Das stand für mich jedoch zu Anfang nicht im Vordergrund. Mein erstes Interesse war Kontakt zu haben zu gleich denkenden, fühlenden Menschen.

Krüppel

Naja, und relativ bald geisterte auf einmal dieser Begriff „Krüppel“ in der Redaktion herum. Es wurde von einem Behinderten namens Franz Christoph (†) gesprochen, der mit anderen „Krüppeln“ die „Krüppelzeitung“ herausgab. Wir diskutierten immer häufiger über seine extremen Ansichten zur Behindertenbewegung. Wir sprachen über seinen Asylantrag, den er in Holland gestellt und sich vor der niederländischen Vertretung angekettet hatte, da er sich in Deutschland diskriminiert und unterdrückt fühlte. Ich wusste überhaupt nicht, was das soll. Ich war zu der Zeit überhaupt nicht politisiert. – „Asylantrag?“ – Ich wusste das überhaupt nicht einzuordnen, was das bedeuten sollte. Irgendwann war ich total gespannt, diesen Franz Christoph kennen zu lernen, weil mich die Ideen faszinierten, die er vertrat. Dass man die Nichtbehinderten mal vor der Tür stehen lassen und wir uns unter uns Behinderten zusammentun sollten.

Den Begriff „Krüppel“, den fand ich anziehend und schlagkräftig. Den fand ich viel

besser als „Luftpumpe“. Er war provokant, schockierend, radikal. Es gab den Spruch: „Jedem Krüppel seinen Knüppel“, der auch als Aufkleber verbreitet wurde. Nachdem ich dann endlich verstand – über die Parallele zur Schwulenbewegung –, dass man der Stigmatisierung den Wind aus den Segeln nehmen kann, wenn man sagt: „Ich nenne mich halt selbst Krüppel, dann könnt ihr mich nicht mehr als solchen abwerten, demütigen und verletzen“ war das wie eine Befreiung. Eine Befreiung im Denken und Fühlen: Mit meiner Behinderung anders umzugehen, sich nicht als Opfer zu fühlen und kein Objekt mehr der Helfer zu sein.

Nun, recht bald habe ich Franz Christoph dann kennen gelernt. Ich weiß nicht, ob du schon mal von ihm gehört hast, was er für ein Kerl war: Ein „Urviech“. Ich kann ihn von seinem Auftreten und seiner Ausstrahlung her nur als „Urviech“ bezeichnen. Auch er hatte Polio überlebt und bewegte sich mit schlenkernden Beinen auf zwei Krücken, sah aus wie ein Penner, sprach breitestes Bayerisch, hatte eine Halbglatze, strähnige schulterlange Haare, eine tiefe Stimme und war eher klein und gedrungen. Die tiefliegenden Augen waren ständig unruhig in Bewegung, er rauchte und trank übermäßig, aber sein Denken war klug, sprunghaft, schnell und so differenziert, dass ich überhaupt nicht mitgekommen bin. Ich glaube, Franz hat all seine leidvollen Emotionen, sein ganzes eigenes Elend, nie wirklich emotional für sich verarbeiten können. Stattdessen hat er es radikalisiert, rationalisiert und politisiert. So hat er sich viele kreative und außergewöhnliche Gedanken darüber gemacht, was er in einer Welt, die für Nichtbehinderte gemacht ist, erlebt, wie sehr er sich durch sie behindert und diskriminiert fühlt und was für Aktionen man machen kann, um darauf aufmerksam zu machen. Also dieser Asylantrag war eine davon. 1981 hatte er die Idee, zur deutschen Eröffnung des „Uno-Jahres der Behinderten“ den Bundespräsidenten Carl Karstens mit der Krücke zu schlagen und ihn vor feierlicher Versammlung als „Wohl-Täter“ zu beschimpfen. Das war total spektakulär und öffentlichkeitswirksam! Damit hat es die Bewegung bis in die „Tageschau“ geschafft und sich so bundesweit Aufmerksamkeit erworben.

Es war so aufregend, an Franzens Seite zu sein und dazuzugehören. Ich hatte immer große Angst davor, öffentlich so aggressiv aufzutreten und bei solch provokativen

Aktionen mitzumachen. Ich habe mich, wo es ging, davor gedrückt, weil ich viel zu ängstlich gewesen bin. Aber Franz und andere Krüppel ganz im Gegenteil: Er hatte auch Angst, aber er hat sie immer wieder überwunden und die Aktionen durchgezogen; das war enorm aufregend. Er hat mich so fasziniert, weil er, obwohl er an Krücken lief und, ähnlich wie ich, schwer beeinträchtigt gewesen ist, unheimlich viel Energie und Kraft hatte, sich zu Wort zu melden und lautstark auf sich aufmerksam zu machen.

Die Aggression, die in ihm steckte, die hat mich fasziniert. Deshalb ist er ein Vorbild für mich gewesen; aber Freund, das kann ich nicht sagen. Mein Freund ist er nie geworden, obwohl ich mir das gewünscht hätte. Aber ich hatte emotional noch viel zu viel mit mir selbst zu tun, als dass mein Kopf frei gewesen wäre, so provokant und radikal aufzutreten und zu denken wie er. Auch andere Kollegen der Bewegung, Horst Frehe, Udo Sierk, Gusti Steiner, Andreas Jürgens, Uwe Frese und wie sie alle hießen, das waren alles Aktivisten, zu denen ich mich nicht ebenbürtig fühlte. Aber sie haben mir ganz wichtige Impulse geliefert, **meinen** Weg zu gehen.

So habe ich in Köln die Ideen der Krüppelgruppe aufgegriffen und in der Redaktion der Luftpumpe umzusetzen versucht, indem ich von den Redaktionssitzungen getrennte Treffen unter uns Behinderten initiiert habe. Schließlich ist daraus die Kölner Krüppelgruppe entstanden. Wir haben uns wöchentlich getroffen, uns ausgetauscht, sind gemeinsam irgendwohin gefahren und haben zusammen Wochenenden verbracht. Weil ich ja durch mein Studium psychologisch orientiert war, ist über das Miteinander-Reden eine Art Selbsthilfegruppe entstanden.

Die ersten Krüppelgruppen aus Hamburg und Bremen, zu denen Franz, Udo und Horst gehörten, die haben häufiger Aktionen gemacht. Sie sind als Gruppe mehr an die Öffentlichkeit gegangen und haben eher Rabatz gemacht, waren körperlich präsenter. Obwohl sie wie wir im Rollstuhl saßen und behindert waren, haben sie viel mehr Aktionen gemacht. Wir dagegen haben eher miteinander geredet. Das fand natürlich bald seine Grenzen. Insofern ist der Erfolg der Kölner Gruppe nach außen nie so groß gewesen wie der von anderen Gruppen. Aber wir haben in Köln eine eigene Richtung entwickelt, die mehr psychologisch orientiert war. Ich glaube, dass wir damit einen wichtigen Beitrag geleistet haben, um die individuellen persönlichen Hintergründe auch einmal zu benennen, zu beschreiben und hervorzuheben. Hintergründe, die sozusagen die Motive darstellen, um politisch zu werden.

Schließlich hat bei der Luftpumpe eine Spaltung der Redaktion stattgefunden, nachdem ein Auseinandersetzungsprozess von Monaten gelaufen war. Die Luftpumpe ist irgendwann eingegangen. Der Trägerverein der Luftpumpe war der CeBeeF-Köln e. V., „Club Behinderter und ihrer Freunde“. Er war Teil einer überregional aktiven Organisation, in der Behinderte und Nichtbehinderte Freizeitgestaltung und das Miteinander proklamierten. Nachdem die Luftpumpe eingegangen war, hat der CeBeeF, aus dem wir ja mit der Zeitung hervorgegangen waren, die Trägerschaft der Beratungsstelle „Zentrum für selbstbestimmtes Leben“ übernommen, bis wir uns schließlich durch eine eigene Vereinsgründung von ihm lösen konnten. Heute ist der Verein Mitglied von ISL. So etwa war die strukturelle Entwicklung: Angefangen im CeBeeF, dann Luftpumpe, dann Krüppelgruppe und dann Zentrum für selbstbestimmtes Leben.

Lothar Sandfort ist für mich einerseits Vorbild und Ziehvater gewesen, der mich aus meiner ... wie soll ich sagen? Vereinsamung? ist eigentlich falsch ..., aber aus meinem Einzelkämpferdasein rausgeholt hat. Uns verbindet eine Ambivalenz: Ich habe ihm einerseits zu verdanken, dass ich in die Bewegung reingekommen bin, und andererseits war er für mich kein „richtiger“ Krüppel. Er ist nie Mitglied in der Krüppelgruppe gewesen, hat diesen Schritt nicht gemacht oder gewollt, sich nicht getraut, keine Ahnung. Und insofern war er für mich dann irgendwann auch eine Art Konkurrent oder Übervater, den ich hinter mir lassen und überwinden musste. Nun, das ist dann auch bald passiert. Lothar ist aus dem Vorstand des Zentrums raus, ich würde sagen, rausgedrängt worden. Wir haben den Vorstand übernommen, und ich habe damals, 86 oder 87, das Zentrum als Beratungsstelle auf offizielle Beine gestellt.

Damals entstand die Idee, dass wir in Köln eine Institution werden wollten, eine Beratungsstelle aufbauen wollten mit eigenen Räumen und behindertem Fachpersonal. Das war mehr oder weniger eine Initiative, die aus der Kölner Krüppelgruppe hervorgegangen ist. Ich habe in der Zeit die Leitung übernommen, gemeinsam mit Friedhelm Ochel, der sich jedoch später ganz aus der Szene zurückgezogen hat; mit ihm habe ich gut zusammengearbeitet. Wir haben damals vier oder fünf Jahre das ZsL geführt und aufgebaut, es war sehr erfolgreich. Die Beratungsstelle gibt es jetzt schon

fast 30 Jahre, hat einen festen Etat im Haushalt der Stadt Köln und wird heute von Horst Ladenberger immer noch unter psychologischer Leitung geführt.

Geschäftsführer der Kölner Krüppelgruppe

Reden wir noch einmal über die Zeit von 1988 bis 1992. Da warst du Geschäftsführer mit dem Friedhelm Ochel. Wie konnte das gehen? Wie ist deine Wirksamkeit in Richtung gesellschaftlich was zu bewegen zur Entfaltung gekommen?

Naja, mir schwebte eigentlich immer vor, die verschiedenen Krüppelgruppen, die ja mit der Zeit ihre Zentren gegründet hatten, zu verbinden. Mein Bestreben ist es immer gewesen, dass wir in irgendeiner Weise zusammenarbeiten. Also dass jeder vor Ort seine Sachen macht, aber dass wir auch politische Strategien, Vorstellungen gemeinsam entwickeln, um einfach mehr Potenz zu bekommen. Dazu gehörte das Bremer Zentrum mit Rolf Meier, also die Krüppelgruppe um Horst Frehe. In Hamburg Udo Sierk, Swantje Köbsel und andere. Dann sehr bald das Zentrum in Erlangen mit Wolfgang Uhl (†) und Nati Radtke. In Dortmund lief etwas unter Gusti Steiner, einem Urgestein der Bewegung, der in den 70er Jahren mit dem investigativen Journalisten und sozialkritischen Autor Ernst Kleen (†) in Frankfurt die Straßenbahn blockiert hatte. In Kassel eine Gruppe mit Andreas Jürgens und Uwe Frese.

Erlangen und Bremen waren so meine Hauptbezugspunkte, da ich mit den Leuten dort am Besten klar kam, hier gab es auch persönlich eine gleiche Wellenlänge. Vor Ort waren die Beratungsstellen so eine Art, wie soll man sagen, Basislager, von wo aus Pläne und Strategien entwickelt wurden, sich auch größer aufzustellen, noch mehr Zentren aufzubauen, damit sich ein bundesweit vernetztes System etablieren konnte. Ich kann jetzt nicht im Einzelnen aufzählen, was wir alles gemacht haben. Aber wir waren sehr aktiv, sind viel hin- und hergereist, haben viel Zeit investiert, teilweise auch auf kleinen Tagungen, die wir veranstaltet haben, uns die Köpfe heißgeredet und Pläne geschmiedet, Kontakte zur Politik, zur Administration und zur Presse aufgebaut, um unsere Vision auf den Weg zu bringen.

8 Thesen

Es gibt einen Vortrag, der ganz in den Anfängen des Kölner Zentrums entstanden ist. Da ging es um sieben Thesen zur Selbstbestimmung. Die Urheberrechte daran habe ich dem Kölner Zentrum übertragen. Mir war wichtig, grundlegende Gedanken zu entwickeln, was Selbstbestimmung für behinderte Menschen bedeutet. Selbstbestimmung hat nämlich viel mit Grundbedürfnissen zu tun, bei deren Befriedigung und Erfüllung wir eingeschränkt sind: z. B. das Bedürfnis nach Mobilität, nach Hygiene, nach körperlichem und seelischem Wohlbefinden, wie auch immer.

Es lohnt sich für eure Dokumentation sie auszugraben und mit zu veröffentlichen. Denn, wie ich eben schon mal sagte, gibt es Motive, Grundbedürfnisse dafür, ein selbstbestimmtes Leben anzustreben. Ich habe die Hintergründe beleuchtet, weshalb unsere Selbstbestimmung eingeschränkt ist oder wird. Es war meine erste persönliche Initiative mit diesem Vortrag in die Öffentlichkeit zu gehen.

In Bergisch Gladbach hatten wir von der Volkshochschule das Angebot, eine Abendveranstaltung abzuhalten, zu der dann sechs oder acht Leute gekommen sind. Ich war über die wenigen Zuhörer natürlich erst einmal enttäuscht, aber auf der anderen Seite begeistert und aufgeregt, meinen Vortrag überhaupt halten zu können. So begann meine ganz persönliche Initiative in die Öffentlichkeit zu gehen. Das häufte sich mit den Jahren, und unsere Meinung wurde mehr und mehr gefragt. Da wurde hierüber ein Vortrag gemacht und darüber ein Vortrag gehalten; aber auch in Workshops, auf Tagungen und Kongressen diskutierten wir, und es wurde gestritten. Wir sind da reingewachsen. Das ist ja eine Entwicklung, man wächst in eine Szene rein, in die Strukturen und nutzt sie dann für sich und seine Interessen.

So wuchs die Szene und der Zusammenschluss von mehreren Zentren zu einem gemeinsamen Interessenverband. Der ISL ist so als Dachorganisation gegründet worden, weil wir uns im DPWV, dem Wohlfahrtsverband, der heute DER PARITÄTISCHE heißt, nicht angemessen von Nichtbehinderten vertreten fühlen konnten. Damit hatten wir uns am Anfang begnügen müssen, aber nun hatten wir unsere eigene Dachorganisation. Dafür habe ich von Beginn an gearbeitet, dass eine gemeinsame, überregionale Struktur entsteht.

Methodenskeptiker

Und welche Bedeutung hat „Peer Counseling“ für dich in dieser Entwicklung? Es geht ja auch ums Reden, auf Augenhöhe zu reden. Behinderte beraten, Behinderte sprechen mit Behinderten und das Unterstützen behinderter Menschen. Was ist das für dich in der Zeit gewesen?

Also in der Zeit, als wir das gemacht haben, wusste ich noch nicht, dass es das als Methode gibt. Es ist bei uns aus der Krüppelgruppenerfahrung heraus entstanden. Der Begriff „Peer Counseling“ und die dazu entwickelte Methode ist erst im Laufe der Jahre irgendwann von den USA zu uns gekommen. Daraufhin hat sich in Deutschland eine Initiative gebildet, dazu ein eigenes Ausbildungskurrikulum zu entwickeln, um noch mehr Personen aus der Bewegung die Möglichkeit zu geben, Beratung von Behinderten für Behinderte zu machen. Das war und ist eine gute Idee.

Ich habe das Vorwort zu einem Handbuch geschrieben, in dem ich aber auch meine Skepsis gegenüber der Methode zum Ausdruck gebracht habe. Ich bin eigentlich ein Methodenskeptiker, da ich es zu einengend finde, etwas in eine Methode zu fassen, was doch jedes Mal anders abläuft, denn keiner ist wie der andere. In der Psychoanalyse wird zwar auch eine Methode verwendet, die sich „freie Assoziation“ nennt und vom Therapeuten eine „frei schwebende Aufmerksamkeit“ verlangt. Also nicht so etwas wie: jetzt kommt der erste Schritt und dann der zweite und dann der dritte. Und wenn du das geschafft hast, dann kannst du auf die nächste Stufe wechseln. Das ist mir zu künstlich, zu festgelegt, zu pädagogisch und zu wenig persönlichkeitsorientiert. Daher habe ich mich auch bei der Entwicklung der Ausbildung zum Peer Counceler nicht weiter engagiert.

Der Grundgedanke, der ist gut. Gar keine Frage: Sich auszutauschen auf Augenhöhe. Und auch einen Berater vor sich zu haben, der weiß, wovon er spricht. Aber es gibt trotzdem ein Gefälle in der Beratungssituation: Hier ist ein Berater, der gelernt hat, wo es langgeht und da ist einer, der das jetzt durchlaufen soll.

Dabei lässt sich nicht das erreichen, was man von Betroffenen zu Betroffenen erreichen kann. Man kann Informationen austauschen. Aber was auf der emotionalen Ebene

stattfindet, das kannst du nur über die persönliche Begegnung von Betroffenen erreichen. Dazu musst du die Beratung menschlich, zwischenmenschlich gestalten. Ich glaube, das lässt sich nur schwer lernen. Entweder du hast ein Gespür dafür und bist in der Lage, es zu machen. An welcher Stelle bietest du jetzt etwas von dir an, und an welcher Stelle gibst du sachliche Hinweise oder Informationen.

Ich benutze das gelegentlich auch in meiner Praxis. Aus analytischer Sicht sollte man sich ja als Therapeut weitestgehend raushalten, aber ich habe nur gute Erfahrungen damit gemacht, wenn ich zur gegebenen Zeit einem Patienten hilfreich anbiete, einen Vergleich zu ziehen. Also, es ist ja folgendermaßen: Seelisch kranke Menschen, wenn sie schwere Neurosen haben oder Persönlichkeitsstörungen, dann sind die nicht heilbar. Das sind Störungen, die so tief verankert sind, dass man eigentlich nur lernen kann, damit zu leben. So, dass man sich selbst nicht ins Abseits bringt und anderen damit nicht schadet. So biete ich manchmal an und sage, dass eine solche Störung wie eine Behinderung ist. Dann kann ich aus meiner Sicht vermitteln, was das bedeutet. Etwa so, dass auch ich Zeiten kenne, in denen ich gegen meine Behinderung angelebt und versucht habe, so zu tun, als hätte ich sie nicht, sie verleugnet habe oder kompensiert auf Teufel komm raus. Ich kann dann mitteilen, dass es bei mir erst anfang besser zu werden, nachdem ich verstanden hatte: „Ich muss und will **mit meiner Behinderung leben und nicht dagegen.**“ Patienten können das so recht leicht begreifen. Das lässt sich mit ein paar Sätzen ganz einfach erklären, so dass die Akzeptanz für ihre Störung wachsen kann. Manche Patienten geben mir auch Rückmeldung und sagen etwa:

„Als ich damals zu Ihnen gekommen bin, bin ich geblieben, weil ich sehen konnte, da ist einer, der hat selber Scheiße gefressen. Hier bin ich gut aufgehoben.“

Und es gibt Patienten, die sagen, ich hatte schon den und den Therapeuten, aber hier bei Ihnen geht es besser für mich. Also gerade die, die sich mit einem gestandenen Therapeuten, der erfolgreich, gesund und unerreichbar erscheint, etwas schwer tun, die können sich mir eher anvertrauen. Aber auch manche Therapeuten tun sich schwer, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich Menschen in ihrer Not wirklich angenommen und nicht nur behandelt fühlen. – Zu Beginn meiner Arbeit als Psychotherapeut gab es eine große Angst, ob Patienten **mich** überhaupt mit meiner Behinderung annehmen.

Werdegang als Psychoanalytiker

Wenn wir zurückgehen zu der Zeit, in der du als Psychoanalytiker begonnen hast: Wie war der Übergang vom Geschäftsführer, vom politisch Engagierten, zum psychoanalytisch Engagierten?

Für mich war es schon während der Schulzeit klar: Nach dem Abitur werde ich Psychologie studieren, mit dem Ziel, therapeutisch zu wirken und Psychoanalytiker zu werden. Ob ich das erreichen würde, das war noch lange nicht klar. Nach dem Studium habe ich 1982 meine ersten Berufserfahrungen in der Drogenhilfe gemacht, in einer Beratungsstelle in Köln. Von dort habe ich die Erfahrung mitgenommen, wie eine Beratungsstelle funktioniert.

Nach vier Jahren Drogenhilfe war ich kurz arbeitslos und wusste erst einmal nicht weiter. Dann kam Friedhelm Ochel auf mich zu, er war die ganze Zeit weiter im Verein geblieben, und fragte mich: „Hör mal, wir brauchen noch einen. Willst du denn jetzt nicht wieder bei uns einsteigen?“

Da habe ich nicht lange überlegt und gesagt: „Klar mache ich mit.“ So bin ich wieder zur Bewegung gestoßen und in den Aufbau der Beratungsstelle eingestiegen, was ich bis 1992 gemacht habe. Es war schon während der Drogenhilfe so, dass ich meine Zusatzausbildung zum Analytiker begonnen hatte, was dann auch über acht Jahre nebenberuflich weiterlief. Aber ich habe die Beratungsstelle immer mit dem Hintergrund aufgebaut, da werde ich nicht bleiben. Sobald ich die Ausbildung fertig habe, werde ich mir meinen Traum erfüllen, eine eigene Praxis zu haben.

Meine Haltung zur Psychoanalyse passt aus meiner Sicht recht gut zu dem, was auch die Bewegung zum Inhalt hat: Es geht ja nicht darum, die Patienten im System funktionsfähig zu machen. Sondern es geht darum, Patienten stark zu machen im System zu überleben und ihre Wünsche und Bedürfnisse zur Geltung zu bringen. Das ist ja im Grunde nichts anderes als das, was wir in der Beratungsstelle, in der Bewegung, auch als Ziel haben. Die Kraft zu entwickeln, jeder einzelne von uns, sich nicht in das System einzufügen, sondern das System darauf aufmerksam zu machen, sich auf mich einzustellen. Das versuche ich auch meinen Patienten zu ermöglichen.

Denn die, die zu mir kommen, sind oft nicht die wirklich Kranken. Das sind meist die, die unter einem „kranken“ System leiden und es nicht mehr ertragen können. – Also Selbstbestimmung und Analyse, das passt ganz gut zusammen.

Du musst was tun!

Ich habe wahrgenommen, dass dich das Thema Eltern, Geschwister bewegt hat vorhin. Und mich würde so eine Auflösung interessieren oder wo du da heute stehst. Bei mir ist das auch in Resonanz gegangen. Ich kenne dieses Reden, Nichtreden besser gesagt, auch. In meiner Generation, bei meinen Eltern war das auch so. Wie hast du dich da gelöst oder was hat dir gefehlt? Wie wäre es ideal gewesen?

Das kann ich dir gar nicht sagen. Ich weiß nur eines, vielleicht ist es das, was du mit Auflösung meinst: Ich habe mich mit all dem, was auch immer mal wieder in mir in Schwingung kommen kann, was schmerzhaft ist und mich auch überwältigen kann, ausgesöhnt. Durch das, was ich erlebt und überlebt habe, bin ich der, der ich heute bin – und das ist gut so! Da gibt es keine Bitterkeit. Meine Tränen sind keine verbitterten Tränen, sondern es sind Tränen über die Traurigkeit, die es tatsächlich gibt und gegeben hat. Sicher hätte ich mir ein schöneres Leben gewünscht, klar. Aber das hat es nicht gegeben. Und wenn ich zurückschaue, bin ich einfach froh und über vieles sehr, sehr dankbar, was ich erlebt habe und was ich überwinden konnte. Ich werfe meinen Eltern nichts vor, sie haben getan, was sie konnten. Ich bin glücklich über unzählige Menschen, die mir begegnet sind. Von denen ich etwas lernen konnte. Dieser Professor, der mich da hat durchrasseln lassen, das war natürlich kein schönes Erlebnis. Aber dem bin ich sehr zu Dank verpflichtet, dass er mich auf den Boden der Realität gestellt hat. Weil dieses Sich-Durchfuschen, nur mit Charme und dem Behindertenbonus zu bestehen, das hat mir nicht wirklich gut getan. Denn es war lange unklar für mich: Wer bist du und was kannst du? Dieser Behindertenbonus hilft ja nicht dabei, zu wissen, wer du bist. Sondern er vermittelt dir immer: naja, du bist halt irgendwie so durchgeflutscht, weil andere das wollten, dass du weiterkommst. Aber es hilft dir nicht, sich darüber zu

freuen, was du geschafft und geleistet hast. Ich konnte mich über all das nie freuen. Weil ich doch insgeheim wusste, dass ich es nicht selbst geschafft hatte.

Es hat viele Jahre gedauert, aber am Ende habe ich die Chancen, die mir X Leute vorher gegeben haben, dann doch noch nutzen und mein Leben selbst in die Hand nehmen können, denn sonst könnte ich heute mein Leben nicht so gestalten.

Also der Schluss war lernen zu lernen. Das ist das, was der Professor, der dich hat durchfallen lassen, dir gezeigt hat?

Du musst was tun!

Du musst was tun?

Egal, ob du behindert bist, im Rollstuhl sitzt, nichts siehst, nichts hörst. Du musst es selber machen. Vieles kann man ja nicht selber machen. Aber du musst irgendwie den Kopf dafür haben, die Power haben, es in Bewegung zu bringen, dass etwas in deinem Sinne passiert und Wirklichkeit wird. Ich hatte dazu ein tolles, mich veränderndes Erlebnis.

Mein Vater ist ja Bildhauer und Maler gewesen. Er hat also mit den Händen gearbeitet, u. a. auch unser Haus gebaut. Er war natürlich immer für mich die idealisierte Figur: Was der alles kann, und ich kann nichts! – So ist mein kindliches Gefühl gewesen und meine Verzweiflung. Wie sollte ich denn jemals neben diesem Mann etwas darstellen und bestehen können? Ich war sozusagen eine Totgeburt. Das konnte ich nicht lösen, weil ich niemals der „Hand“werker hätte werden können.

Irgendwann war ich am Ende, war so enttäuscht, es tat sich nichts mehr, so dass ich mir sagte: jetzt nimmst du mal einen Pinsel in den Mund und malst mal etwas. Nicht nur ein paar Striche, nach dem Motto: jetzt muss es auch schon gut sein! Nein, ich habe mich an eine Leinwand gesetzt, an der ich über Monate gearbeitet habe. Das war ein tolles Erlebnis, da ich, als das Bild fertig war, sagen konnte, das Bild hat niemand anderes gemacht, nur **Ich** habe es gemacht. Das war für mich das Schlüsselerlebnis dafür, mir zu glauben, dass ich aus eigener Kraft etwas selber machen kann. Alles, was ich vorher gelernt hatte, alles was ich mir versucht hatte in den Kopf zu tun und was ich hätte

lernen sollen und so weiter, da hatte ich das Gefühl, nichts zu können. So war mein Selbstgefühl. Aber nachdem ich das Bild gemalt hatte, da wusste ich, ich kann etwas. – So ein Erlebnis habe ich gebraucht.

Vielleicht gibt es andere, die am Computer etwas hinkriegen mit Pusten oder Augenbewegung, die irgendwelche Konstruktionen entwickeln oder Texte schreiben oder Bücher oder Berechnungen anstellen können, dann können die auch etwas. **Aber sie müssen es tun.** Meines war halt das Malen, das hat natürlich etwas mit meinem Vater zu tun, klar. Danach war aber auch klar, ich muss es selber machen, mein Leben! Dann gab es ein zweites Erlebnis, mit einem behinderten Menschen, der Contergan geschädigt war. Ich hatte vor, mein erstes Auto zu beantragen, und er hatte eines mit Fußlenkung, was ich mir anschauen wollte. Wir kamen so ins Gerede und haben auch darüber gesprochen, wie er denn zurechtkommt, so ohne Arme. Und er hat mir einen Stab gezeigt, mit dem er dieses und jenes machte. Sage ich: „Das ist ja echt toll, was du so alles kannst! – Ich kann auch schon einiges, aber weißt du, eins kann ich noch nicht. Ich kriege meine Hosen nicht zu. Ich weiß überhaupt nicht, wie das gehen soll. Dabei muss mir immer noch jemand helfen.“ Da hat der mich entgeistert angeschaut und gesagt: „Ja willst du denn nicht endlich mal selbstständig werden?“ Da dachte ich, was fällt denn dem ein. Ich habe schon so viel auf die Beine gestellt, bin Student in der Psychologie, und da sagt der zu mir so etwas! – Das hat mich schwer getroffen. Aber es war ein Schlüsselerlebnis. Denn es hat keine zwei Wochen gebraucht, und ich hatte die Idee, wie ich meine Hose selber verschließen kann. Wenn mir das ein nichtbehinderter Therapeut gesagt hätte, dann hätte ich gesagt: „Du Arsch. Hast ja keine Ahnung.“ Aber wenn der, der mit den Händen auch nicht an seine Hose kommt, sagt: „Willst du nicht selbstständig werden?“ – Das hat gesessen!

Aber ich glaube, es gilt folgendes allgemein: Wenn ich nur die Bewegung gehabt hätte, wäre ich in meiner Entwicklung nicht dahin gekommen, wo ich heute bin. Wenn ich nur meine Analyse gehabt hätte, wäre ich auch nicht dorthin gekommen. Ich habe beides gebraucht. Also nur meine Therapie auf der Couch wäre niemals ausreichend gewesen. In Kombination mit der Bewegung konnte ich dem jedoch Ausdruck verleihen, wovor ich Angst hatte, und es lebendig werden lassen. Das versuche ich auch mit meinen Patienten: einen Weg zu finden, etwas aus sich heraus lebendig werden zu lassen. Als

behinderter Mensch bist du dabei ja wirklich zusätzlich begrenzt. – Wie hätte ein Therapeut mir sagen können, was ich hätte lebendig werden lassen sollen?

Familienvater und Gärtner

An welchem Punkt konntest du dir vorstellen, Vater zu werden, eine Familie zu gründen?

Das war eigentlich ein Bedürfnis, was ich in mir getragen habe. Ich hatte nur nicht die richtige Frau dazu. Mit meiner damaligen Frau war ich vier Jahre verheiratet, und sie wollte keine Kinder. Ich habe jedoch geglaubt, ich könnte ihr das zugestehen, ich könnte meine eigenen Wünsche, Vater zu werden, für sie loslassen. Das war aber ein großer Irrtum. Und dann ist mir Dagmar über den Weg gelaufen, und es war recht bald klar, dass ich auf meine Wünsche und Bedürfnisse, Vater zu werden, nicht verzichten muss, da sie sehr schnell auch ähnliche Bedürfnisse verspürt hat. Obwohl sie schon zwei Kinder hatte, haben wir noch zwei wunderbare Söhne bekommen, die heute 12 und 14 Jahre alt sind; das Beste, was ich je in die Welt gesetzt habe. Also es gab keinen Zeitpunkt, an dem ich gesagt hätte, jetzt will ich auch noch Vater werden. – Ich habe es immer schon in mir getragen.

Und was erlebst du, wenn du deinen Garten künstlerisch oder auch naturbelassen gestaltest? Was ist der Garten für dich?

Ach, der Garten, eine meiner Leidenschaften. – Ja, schön! Also ich sage als erstes immer, der Garten ist ein Ausgleich für meinen Beruf. Aber er ist auch ein Ausgleich für Familie. Der Garten, das habe ich mit meiner Frau sehr schnell vereinbart, der Garten ist **Meins**. Du machst Blumentöpfe und im Haus, aber der Garten ist meins. Mein Garten, der wächst ja seit ich hier 1995 hingezogen bin. Seitdem lege ich zwar nicht selbst, aber lasse immer wieder nach meinen Vorstellungen Hand anlegen und gestalte ihn.

Er ist Ausdruck für Wachstum. Es hat klein angefangen und entwickelt sich immer weiter so, wie ich es mir vorstelle. Ich bestimme, wie mein Projekt „Garten“ sich entwickelt und verändert. Hierbei berücksichtige ich die Natur und versuche ihrem Wachstum den Raum zu geben, den sie braucht. Es ist auf ca. 5.000qm so etwas wie eine geordnete Wildnis mit Bach, Wald, Wiesen und zwei Forellenteichen entstanden; so würde ich es mal beschreiben. – Das bedeutet mir der Garten.

Garten ist ja in erster Linie Handarbeit, und ich sprach eben über meinen Vater und sein Handwerk. – Zu dem Thema hatte ich ein Erlebnis mit einem Mann, was mich wieder ein Stück weitergebracht hat.

Westernreiten

Nachdem ich meine Ausbildung zum Psychoanalytiker beendet hatte, habe ich mich mit Westernreiten beschäftigt. Ich wollte reiten. Das war immer schon ein Kindertraum von mir gewesen. Wir hatten Ponys neben dem Haus auf der Wiese. Pferde fand ich immer schon faszinierend. Aber für mich war immer klar: Ich und reiten, das wird nie etwas. Aber mir hat dann jemand übers Westernreiten erzählt, dass man dazu eigentlich keine Zügel braucht und die Pferde mit Schenkeldruck geführt werden. Plötzlich eröffnete sich mir die Möglichkeit, vielleicht reiten zu können.

So bin ich zum Westernreiten gekommen und habe mich langsam an die Szene rangetraut. Mir begegnete ein Mann, der ein bisschen esoterisch angehaucht war und sich im Hunsrück ein paar Westernpferde zugelegt hatte. Er hatte sich seinen Traum verwirklicht und eine alte Mühle gekauft und umgebaut. Er lebte da mit der Natur, seinen Pferden und seiner Frau und bot Kurse dazu an. Bei ihm habe ich einen Kurs belegt und zum ersten Mal auf dem Pferd gesessen. Mal wieder war ich fasziniert und begeistert davon, wie dieser Mann lebt und was er machte. Ich habe mir sein Grundstück angeguckt, sein Haus, und ihm gesagt: „Mensch toll, du hast hier bestimmt viel selber gemacht.“ Ich kannte das ja nur so von meinem Vater.

„Nee“, sagte er, „habe ich alles machen lassen.“

„Wie?“ sagte ich, ich konnte mir das gar nicht vorstellen. Also, es sah jetzt bei ihm nicht alles besonders wohlhabend und nach Geld aus.

„Ich habe 15 Jahre bei Maggi als Food-Fotograf gearbeitet, Lebensmittel und die Werbung dazu fotografiert. Die haben sehr gut bezahlt und ich bin sehr gut.“

Nach diesen 15 Jahren hatte er die Nase voll von der Werbe-Branche und sich mit seinem Vermögen einen Traum erfüllt, ist ausgestiegen.

„Jetzt mache ich ab und zu noch ein paar kleine Aufträge, um mir meinen Traum zu finanzieren. Mit dem Geld lasse ich Andere das machen was ich nicht kann, so wie ich es mir aber wünsche.“

Das war für mich ein weiteres Schlüsselerlebnis. Er sagte, es geht um Energie. Geld ist Energie. - Da habe ich verstanden, dass Geld eigentlich nur so ein Container für Energie ist, mit der man etwas bewegen kann. Ich begriff, wenn ich mit dem, was ich kann, mit meiner Energie, Geld verdiene, dann kann ich mit **meiner** Energie da draußen diesen Garten entstehen lassen. Das war wie eine Erlösung. Ich musste nicht mehr alles selber machen können. Es ging nur noch darum, dass ich es finanziert kriege. Also dass ich es irgendwie hinkriege, aus meiner Kraft Geld zu machen. – So bin ich ganz verbunden mit dem Garten, er ist ein Teil von mir, denn der ist aus mir entstanden. Genau wie der Anbau meiner Praxis, indem wir gerade sitzen. Er ist mein Entwurf, meine Ideen. Dazu habe ich dann einen Architekten beauftragt, der alles berechnet und anständig gezeichnet hat, damit es genehmigt werden konnte. Aber so, wie er jetzt hier steht, das ist aus mir entstanden. Damit bin ich glücklich. Also in meinem Haus, in meinem Garten, in meinem Leben!

Das wäre alles ohne die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung und ohne die Psychoanalyse nicht gegangen. Denn ich musste erst einmal zu mir kommen und mich finden, um überhaupt ausdrücken zu können, wer und was ich bin, was ich kann und was ich nicht kann.

Es ist jedes Mal schön, wenn ich hier von meinem Arbeitsplatz aus hinausschaue in meinen Garten. – Ja, so ist das!

Ja, das wäre das Ende von dem Interview. Vielen Dank.

Gerne. – Herzlichen Dank, dass du mir die Möglichkeit gegeben hast, noch einmal über

mein Leben nachzudenken und darüber zu sprechen. – Ich hätte nicht gedacht, dass mir das noch einmal so nahe geht, aber es ist alles gut so!